

Hans Woller

Vom Mythos der schleichenden Entfremdung

1. Normalität mit Empathie

Gian Enrico Rusconi, der Spiritus rector dieses Bands, schlägt Alarm. Er sorgt sich um die italienisch-deutschen Beziehungen. Von schleichender Entfremdung ist die Rede – und Deutschland hat an allem Schuld. Drastischer kann man es nicht sagen. Jeder weiß aber auch: Alarm wird leicht zu Alarmismus und damit kontraproduktiv, wenn er die Realität nur streift oder ganz verfehlt. Trifft dies für Rusconis Thesen zu? Was ist eigentlich Entfremdung? Woher nimmt sie ihren Ausgang? Wie vollzieht sie sich? Warum so und nicht anders? Was meinen wir genau, wenn wir von bilateralen Beziehungen sprechen?

Rusconi hat vor allem die Politik im Auge, wenn er nicht nur Entfremdung, sondern sogar eine eklatante Verschlechterung konstatiert. Beziehungen erschöpfen sich aber nicht in der Politik. In der Wirtschaft etwa, so Rolf Petri, könnte die Kooperation noch sehr viel enger sein. Dennoch gilt, dass der wirtschaftliche Austausch zwischen Italien und Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg immer reger geworden und dass nach dem Fall der Mauer mitnichten eine Tendenzwende eingetreten ist. Deutschland war und ist für Italien der wichtigste Handelspartner der Welt. Der Wert der Exporte Italiens nach Deutschland hat sich zwischen 1985 und 2004 mehr als verdreifacht; das gleiche gilt für den Import, wobei die Entwicklung freilich nicht nur linear nach oben ging. Der deutsche Anteil am italienischen Importgeschäft lag 1985 bei 16,6 Prozent, stieg 1990 auf 21,2 Prozent und fiel dann bis 2004 auf 18 Prozent. Beim Export gab es eine ähnliche Bewegung. Die italienischen Ausfuhren erhöhten sich von 16,2 Prozent (1985) auf 19 Prozent (1990), um dann bis 2004 auf 13,6 Prozent zurückzugehen; die Attraktivität der asiatischen Märkte, die Exportschwäche der italienischen Wirtschaft und die Stagnation in der Bundesrepublik dürften den Ausschlag dafür gegeben haben¹.

¹ Vgl. *Annuario Statistico Italiano* 1986, hrsg. vom Istituto nazionale di statistica, Rom 1986, S. 474f.; *Annuario Statistico Italiano* 1991, hrsg. vom Istituto nazionale di statistica, Rom 1991, S. 435f.; *Annuario Statistico Italiano* 1996,

Mit Blick auf die Kultur kommen Elena Agazzi, Susanne Höhn und Ulrike Stepp zu noch positiveren Ergebnissen, auch wenn nicht verschwiegen werden kann, dass sie aus einer besonderen Perspektive urteilen und dass uns vielfach das methodische Rüstzeug fehlt, um zu eindeutigen Ergebnissen über die höchst differenzierte Landschaft des Kulturtransfers zu gelangen. Besonders günstig fällt der Befund aus, wenn die Geschichtswissenschaft und hier vor allem die Zeitgeschichte unter die Lupe genommen wird. Der Austausch war noch nie so intensiv, die Zahl der Experten in beiden Ländern noch nie so groß. Gustavo Corni, Christof Dipper, Lutz Klinkhammer und Thomas Schlemmer gehören zu den wichtigsten Protagonisten dieser erfreulichen Entwicklung, sie schreiben aber nicht nur über ihre persönlichen Erfahrungen, sondern versuchen, uns unter jeweils anderen Gesichtspunkten ein möglichst umfassendes Bild zu bieten.

Rusconi hat recht, wenn er betont, dass sich die um eine Intensivierung der Beziehungen bemühten Wissenschaftler und Kulturbeauftragten in einer Nische bewegen. Aber: Wann wäre das anders gewesen? Etwa in den zur Blütezeit stilisierten Jahren vor 1989/90, als es beispielsweise im Bereich der Zeitgeschichte in beiden Ländern nur eine Handvoll Historiker gab, die geschäftsfähig waren? Heute sind es Dutzende, die in engstem Austausch stehen und übrigens auch durchaus in der Lage sind, ihr Biotop zu verlassen. Sie sitzen in Regierungskommissionen, mischen in politischen Stiftungen mit, arbeiten an Schulbuchprojekten und greifen in öffentliche Debatten ein, wenn es nötig ist. Sie handeln, mit anderen Worten, als „homines politici“ – und zwar in gesellschaftlichen Bereichen, die längst nicht so politikfern sind, wie Rusconi meint, der Politik zur Diplomatie degradiert.

Aber selbst wenn man bilaterale Beziehungen so eng fasst, wie Rusconi dies unter partieller Schützenhilfe von Angelo Bolaffi und Stefan Ulrich tut, wird man seinen Thesen schwerlich zustimmen können. Rusconi hat sich zu unserem Thema schon mehrmals geäußert. Die Quintessenz seiner Analyse des nicht immer konfliktfreien Verhältnisses zwischen Rom und Berlin seit den neunziger Jahren lautet: „Allein, die deutsch-italienischen Beziehungen sollten nicht mehr zu der alten Herzlichkeit zurückfinden – und dies

hrsg. vom Istituto nazionale di statistica, Rom 1996, S. 408f.; *Annuario Statistico Italiano* 1998, hrsg. vom Istituto nazionale di statistica, Rom 1998, S. 430; *Annuario statistico italiano* 2001, hrsg. vom Istituto nazionale di statistica, Rom 2001, S. 428; *Annuario statistico Italiano* 2005, hrsg. vom Istituto nazionale di statistica, Rom 2005, S. 422.

vor allem deshalb nicht, weil Italien für die deutsche Politik kaum noch von Interesse ist.“²

Für den vorliegenden Band hat Rusconi seine Position differenziert, wobei er auch den Versuch unternimmt, den Gründen für die ursprüngliche Herzlichkeit nachzuspüren sowie die Ursachen für die von ihm seit längerem beobachtete Entfremdung der beiden Länder zu benennen. Er findet sie vor allem in der „über Jahrzehnte hinweg konvergenten Außen- und Europapolitik Italiens und Deutschlands“, die in seinen Augen nach dem Fall der Mauer wegen neuer deutscher Stärke und alter italienischer Schwäche auseinander zu driften begann und mittlerweile nur noch wenige Berührungspunkte aufzuweisen scheint.

2. Argumente gegen einen Mythos

Italien und Westdeutschland hatten nach 1945 große Mühe, den Pariastatus abzulegen, der ihnen aufgrund ihrer Vergangenheit anhaftete. Beide setzten deshalb auf Europa, das ihnen nicht nur die Rückkehr in die Staatengemeinschaft, sondern auch wirtschaftliche Erholung und – im Verbund mit den Vereinigten Staaten – militärische Sicherheit in Aussicht zu stellen schien. Nationale Interessen diktierten diesen Kurs, gingen darin aber nicht auf, was in beiden Ländern mit einer Extraportion Europarhetorik bemäntelt wurde. Gerade Italien achtete in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren primär auf sich, während Europa immer unter ferner liefen rangierte. Man sprach zwar viel und leidenschaftlich über Europa, ließ den starken Worten aber nur selten entsprechende Taten folgen. Das Land war in Brüssel personell kaum präsent und unterwarf sich den dort gesetzten Normen und Standards nur ungern – in vielen Fällen sogar überhaupt nicht! Es hagelte deshalb so viele Rügen, dass Italien bis in die achtziger Jahre einen Spitzenplatz unter den Europasündern belegte. Rom brachte es schließlich sogar fertig, europäische Gelder in beträchtlicher Höhe nicht abzurufen, die Italien eigentlich zustanden³. So groß die Konvergenz von italienischer und deutscher Politik in puncto Souveränität, Prosperität und Sicherheit auch gewesen sein mag, in der Europapolitik war hiervon schon deshalb wenig zu spüren, weil Italien

² Vgl. Gian Enrico Rusconi, *Deutschland – Italien, Italien – Deutschland. Geschichte einer schwierigen Beziehung von Bismarck bis zu Berlusconi*, Paderborn u.a. 2006, S. 329.

³ Vgl. Paul Ginsborg, *L'Italia del tempo presente. Famiglia, società civile, Stato 1980–1996*, Turin 1998, S. 458.

den Prozess der europäischen Einigung lange nur aus der Ferne betrachtete.

Im Grunde entdeckte Italien Europa erst in den achtziger Jahren, wobei es freilich auch diesmal weniger ideelle Motive als vielmehr Nützlichkeitsabwägungen waren, die zu dieser Entdeckung führten. Ohne Europa – so die Einsicht maßgeblicher Wirtschafts- und Finanzkreise, die davon auch die politische Klasse zu überzeugen vermochten – würde Italien seine gravierenden Probleme (hohe Inflation und erdrückende Staatsschulden) nie lösen können. Die deutsche Wiedervereinigung änderte daran nichts. Italien blieb auch danach ein Aktivposten der europäischen Integration, die nach dem Fall der Mauer eine enorme Beschleunigung erfuhr; die Koinzidenz von nationalen und europäischen Interessen dürfte nie größer gewesen sein als in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts.

Im Falle der Bundesrepublik war das nicht viel anders, weshalb es im Katarakt ständig neuer europapolitischer Grundsatzentscheidungen auch zu keinen nennenswerten Störungen in den italienischen-deutschen Beziehungen gekommen ist. Berlin und Rom zogen, im Gegenteil, vielfach an einem Strang. Erwähnt sei beispielsweise das vertrauensvolle Zusammenspiel von Helmut Kohl und Giulio Andreotti, als Italien im zweiten Halbjahr 1990 die europäische Ratspräsidentschaft innehatte. Beide engagierten sich damals für eine rasche Fortentwicklung der Europäischen Gemeinschaft zur Europäischen Union, und Andreotti war es schließlich sogar, der seine Kollegen im Rat davon überzeugte, die zweite Phase der Wirtschafts- und Währungsunion schon 1994 beginnen zu lassen⁴. Einer italienisch-deutschen Initiative verdankte sich auch die „Erklärung zur Zukunft der Union“, die 2000 auf dem EU-Gipfel von Nizza verabschiedet wurde und einer „eingehenderen und breiter angelegten“ Verfassungsdebatte den Weg bereiten sollte⁵. Giuliano Amato und Gerhard Schröder gehören also genauso in die Ahnengalerie italienisch-deutscher Kooperation wie Andreotti und Kohl, denen Rusconi diese Ehre als letzte erweist.

Damit soll nicht gesagt werden, dass es jetzt zu der Herzlichkeit gekommen wäre, die Rusconi für die Zeit vor 1989 diagnostiziert. Herzlichkeit ist ohnehin ein Begriff, dem im Zusammenhang mit Politik mit größtem Misstrauen zu begegnen ist. Die italienisch-

⁴ Vgl. ebenda, S. 467.

⁵ Franz Knipping, Rom, 25. März 1957. Die Einigung Europas, München 2004, S. 279.

deutschen Beziehungen waren vor dem Fall der Mauer nie spannungsfrei, aber im Großen und Ganzen gut – und vielleicht sogar besser, als man dies angesichts der Vorgeschichte von Nationalsozialismus, Faschismus und deutscher Besatzungsherrschaft erwarten konnte. Einen Tiefpunkt erreichten sie jedoch 1977, als dem zu lebenslänglicher Haft verurteilten ehemaligen Polizeichef von Rom, SS-Obersturmbannführer Herbert Kappler, unter nie ganz geklärten Umständen die Flucht aus einem römischen Militärhospital nach Deutschland gelang. Ministerpräsident Andreotti ließ daraufhin ein Treffen mit Bundeskanzler Helmut Schmidt platzen, und in der italienischen Öffentlichkeit begann der Verdacht zu keimen, die Deutschen solidarisierten sich mit Kappler und die deutsche Regierung stelle sich taub, als die Italiener die Auslieferung des SS-Mannes verlangten. Mit besonderer Heftigkeit reagierte der Chefredakteur der Tageszeitung „La Repubblica“, Eugenio Scalfari. Er sei „nicht sehr zufrieden [...] über die Tatsache, als Italiener geboren zu sein“, aber er danke seinem Schicksal jeden Tag dafür, „nicht als Deutscher auf die Welt gekommen zu sein“⁶. Was sind dagegen die Nichtberücksichtigung italienischer Interessen im Prozess der deutschen Wiedervereinigung, die Meinungsunterschiede in der Jugoslawien-Krise und der deutsch-italienische Streit um die Frage eines ständigen Sitzes im UN-Sicherheitsrat, die nach Meinung Rusconis die deutsch-italienischen Beziehungen neuerdings so sehr belasten? Handelt es sich hierbei wirklich um Probleme, die kategorial anders gelagert und von größerem Gewicht sind als die Probleme, die in früheren Zeiten zu bewältigen waren und nicht zuletzt deshalb als so brennend empfunden wurden, weil sie im Erfahrungshaushalt einer ganzen Gesellschaft wurzelten? Tatsache ist zunächst nur, dass sie im Wesentlichen ausgeräumt sind und dass sie weder in Italien noch in Deutschland größere öffentliche Aufmerksamkeit gefunden haben, was aber auch in Rechnung zu stellen wäre, wenn von schleichender Entfremdung die Rede ist; in beiden Ländern wurde hiervon jedenfalls so gut wie nichts bemerkt.

Hier wie dort, so scheint es, hat man sich einen feinen Sinn für Proportionen und dafür bewahrt, was politisch relevant oder nur zweitrangig ist. Hinzu kommt, dass beide Länder seit 1989/90 vor allem mit sich selbst beschäftigt sind. Berlin hatte die Wiedervereinigung zu bewältigen, massive wirtschaftliche Krisen zu bestehen,

⁶ La Repubblica vom 19.8.1977; zit. nach Eva Sabine Kuntz, Konstanzer und Wandel von Stereotypen. Deutschlandbilder in der italienischen Presse nach dem Zweiten Weltkrieg, Frankfurt a.M. u.a. 1997, S. 302.

den reparaturbedürftigen Sozialstaat auf den Prüfstand zu stellen, sich an neue, nicht gerade einfache Nachbarn im Osten zu gewöhnen und seine Rolle im internationalen Konzert neu zu definieren – dabei im Übrigen oft und oft gedrängt von seinen Verbündeten, nun mehr Profil zu zeigen und mehr Verantwortung zu übernehmen. Überheblichkeit und Großmannssucht sind daraus nicht erwachsen. Es herrscht (noch immer) viel Bonn in Berlin, wie sich nicht zuletzt in der heftig umstrittenen Frage der Militäreinsätze im Ausland zeigte, um die sich die neuen Deutschen nun wahrlich nicht gerissen haben. Der in solchen Dingen noch ganz unerfahrenen Bundesregierung sind hier wie in anderen Bereichen viele Ungeschicklichkeiten und Fehler unterlaufen, gerade bei der recht dilettantischen Abstimmung und Koordination mit den europäischen Partnern. Die deutsch-italienischen Beziehungen haben darunter aber nicht entscheidend und höchstens temporär gelitten. Sie sind lediglich etwas in den Hintergrund getreten und konnten das auch, weil sie im Wesentlichen gefestigt und mit keinen größeren Problemen mehr belastet sind.

Auch Italien konnte es sich nach 1989/90 nicht leisten, allzu große Energien in die Pflege bilateraler Beziehungen zu investieren. Das Land erlebte den Zerfall und die Erneuerung seines Parteiensystems, es hatte nach der Aufdeckung zahlloser Korruptionsfälle mit einer schweren moralischen Krise fertig zu werden und musste sich der Rosskur eines drastischen Schuldenabbaus unterwerfen, um den Maastricht-Kriterien zu genügen. Ob Silvio Berlusconi den Rest besorgte, wie Rusconi meint, mag dahin gestellt bleiben. Allzu schroff oder gar feindselig waren die Reaktionen in der Bundesrepublik nun auch wieder nicht, als der Medienmogul zusammen mit dem Krawallpolitiker Umberto Bossi und dem ehemaligen Faschisten Gianfranco Fini die politische Bühne betrat. Zugegeben: Man belächelte den wunderlichen Ministerpräsidenten und remobilisierte – wie schon zuvor im österreichischen Fall Haider – zumal in linken Kreisen den alten Antifaschismus, der endlich wieder eine Bewährungsprobe seiner überlebten Hohlheit vor sich hatte. Im Übrigen aber verließ man sich auch in der Bundesrepublik auf die Selbstheilungskräfte einer krisenerfahrenen Demokratie, die viel zu breit in einer wachen Zivilgesellschaft verankert ist, als dass sie von einem Berlusconi für immer verführt oder vom Fernsehen dauerhaft gelenkt werden könnte. Es ist deshalb auch mehr als zweifelhaft, ob Berlusconi den langjährigen Trend zur Entkräftung und schließlich zur Entwertung alter Italien-„Bilder“ tatsächlich außer Kraft gesetzt und in dem Sinne umgekehrt hat, so dass abgetane Urteile und Vorurteile wiederbelebt wurden und zu

neuer Blüte fanden. Belege dafür mag es geben; einige wenige Journalisten in Schlüsselpositionen haben offenbar auch nichts Besseres zu tun, als in die ewig gleiche Kerbe verbaler Stereotypenmonotonie zu hauen. Diese „Beweise“ rivalisieren aber mit einer Unzahl von Gegenbeispielen, die dann am überzeugendsten sind, wenn Klischees und Gemeinplätze nur noch in ironisch-spielerischer Reminiszenz zu erkennen sind.

Gefestigte bilaterale Beziehungen überstehen – ohne Schaden zu nehmen – solche krisenhaften Phasen partieller Selbstbezogenheit, wie Italien und die Bundesrepublik sie in der jüngsten Vergangenheit erlebten. Sie bleiben dabei nicht statisch, sondern wandeln sich – was kein Wunder ist, weil auch die internationalen Rahmenbedingungen, in denen sich die beiden Staaten bewegen, dauernden Wandlungsprozessen unterworfen sind. Dabei ist nicht zu übersehen, dass das wiedervereinigte Deutschland größeres Gewicht erlangte, während Italien zumal in der Ära Berlusconi nach 2001 weit hinter seinen außen- und insbesondere europapolitischen Möglichkeiten blieb und erst jetzt langsam wieder Ambitionen zu entwickeln scheint. Deutsche Schuld oder Nicht-Schuld kann schon deshalb nicht die Frage sein. Hinzu kommt, dass nationale Politik in der EU wie in der globalisierten Welt an Bedeutung verliert und dass daraus naturgemäß ein Bedeutungsverlust bilateraler Beziehungen resultiert. Diese drohen sogar ein Störfaktor zu werden, wenn sie auf ihrem Eigengewicht beharren und damit die Gebote der Multilateralität ignorieren, die etwa in der EU zur Selbstverständlichkeit geworden sind. Um so wichtiger werden in zwischenstaatlichen Beziehungen andere Faktoren, namentlich Adaptions- und Austauschprozesse auf wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und kultureller Ebene, die im Fall Italiens und Deutschlands in den letzten Jahrzehnten eine solche Intensität und Dichte erreicht haben, dass man mit gutem Recht von einer *special relationship* sprechen kann, die den Kern des neuen Europa in sich trägt. Die Politik hat nicht wenig getan, um diesen Vorrat an Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten zu stiften⁷. Primär waren es aber doch Initiativen von unten, die hier werbend und webend am Werk waren. Neugier hat sich so in Sympathie und diese schließlich sogar – in mehr Fällen als man glaubt – in Empathie verwandelt.

⁷ Vgl. Bernd Roeck u.a. (Hrsg.), Deutsche Kulturpolitik in Italien. Entwicklungen, Instrumente, Perspektiven. Ergebnisse des Projekts „ItaliaGermania“, Tübingen 2002.

3. Gefährlicher Alarmismus

Rusconi will von diesen angeblich so politikfernen Basisprozessen nichts wissen. Er blickt nur auf die große Politik, wobei er die italienisch-deutschen Beziehungen vor 1989 verklärt und in ein Idealbild voll Harmonie und Herzlichkeit zwingt, das der historischen Prüfung nicht stand zu halten vermag und denkbar ungeeignet ist, spätere Entwicklungen daran zu messen; vor Idealen verblasst die Realität unweigerlich im Graugrau von Entfremdung und Verfall. Doch so einfach liegen die Dinge nicht: Die politischen Beziehungen zwischen Italien und der Bundesrepublik standen nie unter dem glücklichen Stern, den Rusconi zum Orientierungspunkt erhebt, allerdings viel häufiger im Zeichen entspannter Normalität, als dies für die Nachbarschaftsbeziehungen gelten kann, die Bonn/Berlin mit London unterhält, von Moskau, Prag und Warschau ganz zu schweigen. Nach dem Fall der Mauer hat sich daran nur insofern etwas geändert, als der wirtschaftliche, gesellschaftliche und kulturelle Verkehr noch dichter geworden ist. Die „Schicksalschwester Deutschlands seit Jahrhunderten“, von der Golo Mann mit Blick auf Italien einmal gesprochen hat⁸, ist uns noch näher, ja so nahe gerückt, dass politische Störungen und publizistische Fehden nunmehr leicht zu verkraften und in den meisten Fällen auch rasch wieder vergessen sind. Wer trotzdem Alarm ruft, wird deshalb wenig Gehör finden, vielleicht sogar das Gegenteil dessen bewirken, was er erreichen wollte: nämlich die fast schon erkaltete Glut negativer Vorurteile und Klischees neu entfachen.

⁸ Golo Mann an Hans-Jochen Vogel vom 12. 10. 1977, in: Golo Mann, Briefe 1932–1992, hrsg. von Tilmann Lahme und Kathrin Lüssi, Göttingen 2006, S. 244.